

[R E V I E W]

ANNIKA ROSBACH, review of Margaret Malamud,
*African Americans and the Classics – Antiquity,
Abolition and Activism*. I.B. Tauris (London 2016), xiii
& 290 S. ISBN: 978-1-78453-495-0, 64,00 £, in:
thersites 5 (2017), 169-175.



Rezension:
Margaret Malamud, *African Americans and the Classics – Antiquity, Abolition and Activism*. I.B. Tauris
(London 2016), xiii & 290 S.
ISBN: 978-1-78453-495-0, 64,00 £

Annika Rosbach (Mainz)

Die Beschäftigung mit der Rezeption antiker Geschichte und Geschichten sowie „klassischer“ Texte in afroamerikanischer Kultur und Literatur ist nicht neu. Margaret Malamuds Monografie *African Americans and the Classics – Antiquity, Abolition and Activism* situiert sich in der seit den 1990er Jahren in den US-amerikanischen Altertumswissenschaften aufgekommenen Disziplin der „Classica Africana“ bzw. des „black classicism“.¹ Während sich bisherige Beiträge entweder mit den Einflüssen des alten Roms oder Griechenlands vor allem auf afroamerikanische Literatur und derer einzelner Schriftsteller beschränken, führt Malamud diese Ansätze erstmals zusammen und erweitert sie um Beispiele der afroamerikanischen Antikenrezeption in Malerei, Architektur und insbesondere der Redekunst. Zu Wort kommen Schwarze wie Weiße Abolitionisten und Bürgerrechtler, die sich seit dem 19. Jahrhundert die Geschichte und Literatur des alten Roms, Griechenlands, aber auch Ägyptens und Äthiopiens als machtvolleres Werkzeug im Kampf um Freiheit und Gleichheit zunutze machten. Dem gegenüber stellt Malamud die Argumente prominenter Sklavereiadvokaten, welche dieselben

¹ Beispielhaft seien hier folgende Beiträge seit 2000 genannt: William W. Cook/James Tatum, *African American Writers and Classical Tradition* (Chicago 2012); Tracey L. Walters, *African American Literature and the Classicist Tradition: Black Women Writers from Wheatley to Morrison* (New York 2007); William Sanders Scarborough/Michele V. Ronnick (eds.), *The Works of William Sanders Scarborough: Black Classicist and Race Leader* (Oxford 2006); Michele V. Ronnick, Racial ideology and the classics, *Classical Bulletin* 76 (2000) 169–80. Malamud selbst hat mit *Ancient Rome and Modern America* (Malden, MA / & Oxford 2009) ein Übersichtswerk über die Rolle des antiken Roms für Geschichte und Selbstverständnis der heutigen Vereinigten Staaten von Amerika vorgelegt, wobei ihre Betrachtungen über Literatur hinaus auch Darstellungen in Architektur, Theater, Malerei, (Welt-)Ausstellungen und Film einbeziehen. Ein Kapitel der Monografie ist zudem der Sklaverei gewidmet (S. 70–97).

historischen Fakten zu ihren Zwecken gegenteilig auslegten. Im Folgenden werden die einzelnen Kapitel in ihren Kernaussagen zusammengefasst, wobei *en detail* insbesondere auf Malamuds Illustration des mannigfaltigen Interpretations- und Missbrauchspotenzials von Geschichte eingegangen wird – ein Thema mit besonderer Brisanz auch in der aktuellen US-amerikanischen Politik.

African Americans and the Classics ist in vier Kapitel gegliedert. Deren erstes, „Fighting for Classics“, skizziert den Kampf freier Afroamerikaner ab Ende des 18. Jahrhunderts für den Zugang zu einer der der Weißen Eliten ebenbürtigen ‚klassischen‘ Ausbildung. Diese blieb Schwarzen aus rassistischen Begründungen zunächst verwehrt: Der ‚Negro‘, so die Ansicht vieler Weißer Intellektueller, sei weder geistig noch physisch (ob seiner angeblich zu dicken Zunge, S. 17) in der Lage, Latein oder das Griechische zu erlernen. Den Gegenbeweis lieferten Schriftsteller wie die Lyrikerin und ehemalige Sklavin Phillis Wheatley (1754-84), die in ihrem Werk u. a. auf lateinische Gedichte rekurriert, sowie die zahlreichen Absolventen ‚klassisch‘ orientierter weiterführender und Hochschulen für Afroamerikaner, die ab Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem aber im Zuge der *Emancipation* nach dem Bürgerkrieg in den nördlichen Bundesstaaten entstanden. Viele dieser Institute waren aufgrund der ihnen versagt bleibenden staatlichen Förderung jedoch chronisch existenzbedroht und auf prominente Weiße und Schwarze² Unterstützer angewiesen. Waren bedeutende afroamerikanische Schriftsteller und Aktivisten wie William Sanders Scarborough, Anna Julia Cooper und W.E.B. Du Bois von der essenziellen Bedeutung ‚klassischer‘ Bildung im Kampf um kulturelle und politische Gleichheit überzeugt, traten mit Frederick Douglass und Booker T. Washington vor bzw. nach dem Bürgerkrieg hingegen zwei einflussreiche afroamerikanische Stimmen für eine praktischer orientierte Ausbildung für Schwarze ein. Diesen würden nicht die Sprachen der Antike, sondern landwirtschaftliche und industrielle Fertigkeiten den sozialen Aufstieg bescheren. Ironischerweise verdankten gerade afroamerikanische Wortführer wie Douglass, so zeigt es Malamud in den Folgekapiteln, ihren Erfolg dem von ihnen erworbenen und gezielt eingesetzten Wissen um Geschichte, Literatur und Sprachen der Antike.

² Mit der Kapitalisierung der Begriffe „Schwarz“, „Weiß“ und ihrer Derivate wird darauf verwiesen, dass sie keine biologischen Attribute beschreiben, sondern auf dem Konstrukt „Rasse“ gründen.

Im zweiten Kapitel, „Figuring Classical Resistance“, zeigt Malamud, dass, von den Anfängen der Amerikanischen Republik an, Abolitionisten sowie Unterstützer der afroamerikanischen Emanzipation und Bürgerrechtsbewegung Bilder, Episoden und Figuren der Antike gezielt nutzen. Dabei galt es insbesondere, die in der amerikanischen Gesellschaft verbreitete Vorstellung von der ‚rassischen‘ Unterlegenheit Schwarzer zu konterkarieren und die Morallosigkeit von Sklaverei und Rassismus durch Beispiele tugendhaften Verhaltens von Sklaven und freien Schwarzen zu entlarven. Dazu setzte man in Rhetorik wie Analogiebildung auf Gewalt. Populäre abolitionistische Redner wie Douglass, William Lloyd Garrison und William G. Allen spickten ihre Reden mit Elementen ‚klassischer‘ Redekunst, davon überzeugt, dass Sprache die beste ‚Waffe‘ gegen Sklaverei sei. Unter dem Motto „Liberty or Death!“, Freiheit oder Tod, wurden Sklaven, die unter Einsatz von Waffengewalt gegen ihre Unterdrücker rebellierten oder sich bzw. ihre Familien durch (Selbst-)Mord vor der Knechtschaft bewahrten, zu Helden stilisiert. So wurde etwa Cinqué, Anführer des berühmten Sklavenaufstands auf der *Amistad* (1839), auf einem Porträt³ des Weißen Malers und Abolitionisten Nathaniel Jocelyn ob seines togaartigen Gewands zum tugendhaften Bürger der Römischen Republik und mehr noch zum Nachfahre derer unbeugsamer Helden wie Cato dem Jüngeren, der sich der drohenden politischen Versklavung unter Caesar durch den Freitod entzog. Vorbilder suchte man sich jedoch nicht nur im alten Griechenland oder Rom. Vor allem der Widerstand Karthagos gegen die Römer während der Punischen Kriege, symbolisiert etwa durch Hannibal, eignete sich für Analogien des Mutes und der Selbstlosigkeit. Die Brutalität, mit der die historischen Vorbilder im Kampf gegen Unterdrückung, so etwa die Spartaner, zuweilen vorgehen, blendete man dabei bewusst aus. Jedenfalls so lange, wie man diese nicht an anderer Stelle – und hierin offenbart sich die Inkonsistenz in der abolitionistischen Geschichtsneuschreibung –, wie Malamud im nächsten Kapitel zeigt, in veränderter, teils gar gegenläufiger Argumentation nutzbar machen konnte.

³ Emblematisch für die Antikenanalogien im Kampf gegen die Versklavung und später Benachteiligung von Schwarzen in den Vereinigten Staaten zierte dieses Porträtmalerei den Vordereinband von Malamuds Buch.

Kapitel drei, „Ancient and Modern Slavery“, konkretisiert die Appropriation der Antike vor dem Amerikanischen Bürgerkrieg anhand einer der zentralen, scharfzüngig zwischen Sklavereibefürwortern und -gegnern geführten Debatten: der über den (Nicht-)Nutzen und die Effekte der Sklaverei für Amerika. Wie unterschiedlich ein und dieselben Episoden antiker Geschichte dabei von den Debattanten ausgelegt wurden, zeigt Malamud eindrucksvoll am Beispiel der Gegenüberstellung der Hauptparteien des Peloponnesischen Kriegs, Sparta und Athen. Wurden die Athener von den Abolitionisten als Inbegriff demokratischer Werte und arbeitsamer Strebsamkeit als Garantie für Freiheit und Tugend idealisiert und mit den Nicht-Sklavenstaaten des Nordens gleichgesetzt, dienten die Spartaner als Negativvorbilder der sklavenhaltenden Südstaatler, die, luxus- und freizeitverliebt, vom Schweiß ihrer Sklaven lebten. Letzteres Gesellschaftsmodell habe schließlich zum Untergang Spartas geführt – ein Schicksal, das auch Amerika erwarte, wenn die Sklaverei nicht schnellstens abgeschafft würde. Die Vergleichsbildung zwischen dem antiken Athen und den Nordstaaten bzw. Sparta und den Südstaaten findet sich auch in der Lesart derer, die an der Sklaverei festhalten wollten. Darin wurde das Demokratieverständnis der Athener alias Nordstaatler allerdings zu imperialistischem Invasorentum, welches eine akute Gefahr für die autonomieliebenden Spartaner alias Südstaatler darstelle. Die auf ‚rassischer‘ Ideologie basierende De-facto-Versklavung Schwarzer in den Südstaaten wurde so in die potenziell drohende politische Verknechtung des Südens unter einer zentralen Bundesregierung, wie sie den Nordstaaten vorschwebte, umgedeutet. Ohnehin sah man im Süden schon aus von den Abolitionisten angeführten historischen Gründen der Grausamkeit des Umgangs mit Sklaven etwa in Sparta keinen Anlass, über die Ungerechtigkeit der Sklaven in Amerika zu sinnieren. Denn diese führten im Gegensatz zu ihren Schicksalsgenossen in Sparta, aber auch im alten Rom, angeblich ein geradezu paradiesisches Leben, wie Thomas R. Dew, Professor für Geschichte, Mitte des 19. Jahrhunderts versicherte: „[A] merrier being does not exist on the face of the globe, than the negro slave in the United States“ (S. 112).

Das vierte Kapitel, „Constructing History“, nimmt den Vergleich zwischen Formen der Sklaverei in der Antike und der Versklavung von Schwarzen Afrikanern in den Vereinigten Staaten wieder auf – diesmal jedoch aus Perspektive der Sklavereigeegner und mit anderem geografischen Fokus. Mit dem Ziel, sich in die Geschichte der amerikanischen Nation einzuschreiben

und das Vorurteil ihrer ‚rassischen‘ Unterlegenheit zu widerlegen, bemühten sich freie Schwarze ab Ende des 18. Jahrhunderts um den Nachweis ihrer direkten genealogischen Abstammung von den alten Ägyptern und Äthiopiern, die ihrerseits eine wichtige Zivilisationsquelle für die Römisch-Griechische Antike und damit für die Welt gewesen seien.⁴ Rekuriert wurde dazu auf die Bibel und ‚klassische‘ Schriften, u. a. von Historikern wie Herodot, Sallust und Tacitus, in denen die Bewohner des antiken Ägyptens und Äthiopiens als Schwarz beschrieben wurden. Dementsprechend entstanden künstlerische Darstellungen etwa der Sphinx oder Kleopatras mit eindeutig ‚negroiden‘ Zügen; freilich stets kontestiert von sklaveriebefürwortenden Weißen Anthropologen, die die ‚kaukasische‘ Abstammungslinie bis ins antike Ägypten zurückverfolgbar sahen (z. B. indem sie dem ägyptischen Pharaon Ramses II. äußerliche Ähnlichkeit mit dem französischen Kaiser Napoleon I. bescheinigten, S. 180). Für Abolitionisten jedoch war klar: Hegemoniale ‚rassische‘ Inferioritätstheorien und die amerikanische Farbphobie waren der antiken Welt fremd. Deshalb seien alle Formen antiker Versklavung – die der Israeliten unter den Ägyptern, aber auch die von Griechen und Römern praktizierte – menschenwürdiger gewesen als das Los der Schwarzen Sklaven in den US-amerikanischen Südstaaten. Im 20. Jahrhundert weiteten afroamerikanische Schriftsteller der *Harlem Renaissance* das Abstammungsnarrativ Schwarzer in den Vereinigten Staaten auf den gesamten afrikanischen Kontinent aus, der als ‚Wiege der Zivilisation‘ zur Quelle für Stolz unter Afroamerikaner und für pan-afrikanische Solidarität gereichen sollte.

Alles in allem liefert Margaret Malamud mit *African Americans and the Classics* ein wertvolles Grundlagenwerk, das Interessantes sowohl für Altertumswissenschaftler als auch für Amerikanisten bietet. Bekannte Text- und Bildquellen aus der antiken wie US-amerikanischen Geschichte werden miteinander verknüpft und so für beide Disziplinen in neuem Lichte nutzbar gemacht. Malamuds lebhaft geschriebenes Porträt einer der dunkelsten Kapitel der

⁴ Eine ähnliche Hypothese vertrat in *Black Athena: The Afroasiatic Roots of Classical Civilization* (in drei Bänden: New Brunswick 1987, 1991 und 2006) Martin Bernal, der die Kultur des antiken Griechenlands von den Phöniziern und Ägyptern ableitete und dafür seitens Altertumswissenschaftlern heftige Kritik erntete. Für mangelhaft befunden wurden u. a. Bernals spekulative Argumentation sowie seine sprachliche und etymologische Auslegung historischer Quellen (vgl. z. B. Mary R. Lefkowitz/Guy MacLean Rogers, *Black Athena Revisited* (Chapel Hill 1996)).

US-Historie ist ob seiner Detailgenauigkeit zudem auch für Laien sowohl auf dem Gebiet der Sklaverei als auch der Historie der Antike gut zugänglich. Vielversprechend ist auch der die Monografie beschließende Ausblick, mit dem deutlich wird, dass die Indialogsetzung afroamerikanischer und ‚klassischer‘ Literaturen und Kulturen keineswegs mit den Errungenschaften der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung abgeschlossen ist, sondern in Werken bekannter Autoren, z. B. denen der Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison, sowie in den neuen Medien auch im 21. Jahrhundert im andauernden Kampf gegen Rassismus fortgeführt wird.

Wünschenswert gewesen wäre einzig ein skeptischerer Umgang mit englischsprachigen Übersetzungen, die des Lateins bzw. Altgriechischen unkundigen Sklavereieignern wie -befürwortern als Grundlage für ihre Referenzen auf Texte des antiken Roms und Griechenlands dienen. Offensichtlich waren bis zum Beginn des Amerikanischen Bürgerkriegs (1861-65) Dutzende Titel von u. a. Homer, Plato, Cicero, Caesar, Horaz, Virgil und Ovid auf Englisch verfügbar (S. 67). Mochte der überwiegende Teil der Weißen wie Schwarzen Intellektuellen die lateinischen und altgriechischen ‚Originale‘ lesen können (siehe Zusammenfassung zu Kapitel 1), stellt Malamud nicht eindeutig fest, auf welche Textausgaben sie sich genau bezogen. Zu fragen ist aber gerade, was Thomas Jefferson genau gelesen hatte, als er seinen *Notes on the State of Virginia* (1785), seiner Rechtfertigung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten durch ihre im Vergleich zum alten Rom milde Behandlung der Versklavten, Cato des Älteren *De Agricultura*, ins Englische übersetzt als *On Agriculture*, zugrunde legte (S. 106). Und inwiefern stimmte das, was Frederick Douglass, Ex-Sklave und Rhetorik-Star der Abolitionistenbewegung, dem für sein Wirken einflussreichen *The Columbian Orator* entnahm, mit den ursprünglichen Texten u. a. Ciceros, Platos und Demosthenes überein, die Caleb Bingham, Autor des *Orator*, meist übersetzerisch raffend zu Empfehlungen für gute Redekunst arrangierte (S. 92–4)? Übersetzungen, wenn zu politischen Zwecken verwendet, sind, das haben Translationswissenschaftler wie André Lefevere (z. B. *Translation, Rewriting, and the Manipulation of Literary Fame*, 1992) und Maria Tymoczko (*Translation and Power*, mit Edwin Gentzler (eds.), 2002) gezeigt, zumindest potenziell anfällig für ideologische Verschiebungen, seien diese auf bewusst opportunistische Veränderungen oder auf unbewusste kulturelle Prägungen zurückzuführen. Genau darauf hin müssen Übersetzungen, so sie an Stelle der ‚Originale‘ Argumenten zugrunde liegen, jedoch überprüft werden, wenn man wie Malamud den

Umgang mit den Ursprungstexten kritisch beleuchtet und zum Teil deren Fehlinterpretation konstatiert.⁵

Inhaltsverzeichnis

Introduction (1–9).
1. Fighting for Classics (10–51).
2. Figuring Classical Resistance (52–104).
3. Ancient and Modern Slavery (105–146).
4. Constructing History (147–193).
Afterword (194–199).
Notes (200–251).
Bibliography (252–276).
Index (277–290).

⁵ Malamud bescheinigt etwa dem aus South Carolina stammenden US-Repräsentantenhausabgeordneten und Sklavereiverfechter William John Grayson (1788–1863) eine verzerrende Auslegung von Aristoteles' Sichtweise auf die Naturgegebenheit der Versklavung. Die von Aristoteles angeführten kulturellen Gründe seien von Grayson und seinen Mitstreitern unzulässigerweise in ‚rassische‘ Argumente reinterpretiert worden.